Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 50

Artikel: Die Wirtin zur Traube [Schluss]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644583

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 50 — 1914 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 12. Dezember

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Welt.

Das ist die Welt: Aus Nächten und aus Tagen
Ein dumpf Gemisch, erfüllt von Weh und Leid
Der Menschen, die, sich quälend, Haß und Neid
In kummerschwerer Brust durchs Leben tragen.

Das ist die Welt: Das blutige Gefilde,
Wo jede Stunde tausend Tote sieht,
Wo jeder vor des Nächsten Ränke flieht
Und selber hundert Frevel führt im Schilde.

Das ist die Welt! Und mitten ins Getriebe
Stellt dich das Wesen, das du Gottheit nennst ...
„Such dir den Weg zu mir, den du nicht kennst!"
Ruft es dir zu; „Ich bin der Gott der Liebe!"

Paul Altherr in „Wissen und Leben".

Die Wirtin zur Traube.

Novelle von Lisa Wenger. 5

Ein Monat um den andern verging, und wieder war ein Jahr herum. Alexander war abgemagert und noch schweigsamer geworden als sonst. Er stand früh auf und ging spät zu Bett und arbeitete wie der letzte Knecht. So gelang es ihm, seine Gedanken und Wünsche zu bändigen und vernünftig zu bleiben.

Aber er war unzufrieden und unglücklich. Es schien ihm, daß er umsonst lebe und arbeite.

Es fiel ihm schwer, freundlich wie sonst gegen die Traubenwirtin zu bleiben. Oft mochte er sie gar nicht ansehen. Ihr Anblick peinigte und ärgerte ihn und mahnte ihn daran, wie es sein könnte, wenn sie nicht da wäre.

Dann quälte es ihn wieder, daß er so dachte. Er suchte Dorothee eine besondere Freundlichkeit zu erweisen und zählte es sich immer wieder vor, was er ihr alles verdanke.

Aber diese guten Regungen gingen vorüber. Er verlor die Herrschaft über seine Gefühle. Und noch schlimmer wurde es.

Langsam nistete sich Haß bei ihm ein gegen die alte Frau, die so mühsam herumging, still und friedlich am Fenster saß, und keinem Menschen etwas zuleid tat.

Sie stand zwischen ihm und seinem Glück. Sie war ihm im Wege.

Und wenn er sich auch verachtete um seines Undankes willen, so wurde er doch den Haß nicht los, den die Ungeduld der Liebe in ihm erzeugte.

Dorothee sah mit ihren alten Augen immer noch genug. Sie sah des Pflegesohnes Seelennot. Eines Tages nahm sie seine Hand.

„Xander, hab noch ein wenig Geduld. Es geht gewiß nicht mehr lang. Ich begreife gar nicht, warum es so lang geht. Die andern aus meiner Familie sterben alle zwischen sechzig und siebzig."

„Was nützt mir das!" entfuhr es ihm. Dann reute ihn sogleich das böse Wort.

„Verzeiht, Bas Dorothee. Der Teufel gibt mir solche Gedanken ein."

„Plag dich nicht deswegen, Xander. Du bist halt ein junger Bursch, ein verliebter. Die sind alle so. Aber machen kann ich da nichts, um dir zu helfen. Ich muß warten, bis mich der liebe Gott ruft."

Alexander zwang sich, freundlich zu sein und der Wohltaten zu gedenken, mit denen die Bas ihn überschüttet. Aber es übernahm ihn immer wieder. Die Sehnsucht nach Cilli verzehrte ihn fast.

Und wenn sie über den Sonntag daheim gewesen war, oder er sie besucht hatte, so war es schlimmer als vorher.

Ein böses Samenkorn ging auf in seinem Herzen. Es wurde ein Wunsch in ihm lebendig, den er nicht mehr verjagen konnte.

Wenn doch die Bas stürbe! Wenn sie doch um Gottes willen endlich stürbe!

Die Leute im Dorf sagten: „Die Wirtin zur Traube läßt den Alexander aber lang warten. Die könnte auch den Jungen Platz machen. Der arme Kerl ist angeschmiert."

Zuletzt fing auch die Cilli an zu drängen. Sie wolle wieder heim. Das Dienen sei ihr verleidet. Laut sagte sie zu Alexander: „Wenn doch die alte Traubenwirtin stürbe!"

Finster hörte Alexander zu. Wenn er es auch nicht sagte, so dachte er doch dasselbe.

Cilli kam zurück, und sie und Alexander sahen einander öfter, als gut war und recht. Trotzig und unlustig ging der Traubenwirt im Hause herum und mied tagelang das Stüblein, in dem die alte Dorothee, hinfällig und freundlich, am Fenster in der Sonne saß.

Er schlief schlecht. Er mochte nicht mehr essen. Sogar die Arbeit war ihm verleidet. Er tat widerwillig und zerstreut, was ihm oblag.

In einer dumpfen Nacht konnte er wieder nicht schlafen. Ruhelos warf er sich herum, wühlte den Kopf in die Kissen und dachte an Cilli. Er hielt es nicht mehr aus ohne sie. Er ballte die Fäuste und stieß das Federbett zurück. Glühende Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn. Er starrte mit weit offenen, heißen Augen in die Dunkelheit.

Er wollte nicht mehr warten! Jetzt waren endlich sie an der Reihe, die Jungen. Eine plötzliche, dämonische Wut überfiel ihn.

„Sie soll endlich sterben, die Frau. Sie muß sterben. Ich will, daß sie stirbt." Er schrie es laut. Dann fuhr er auf. Er hörte eine Stimme sagen: „Sie ist tot." Er hatte die Worte deutlich gehört. War das möglich? War sie gestorben? War das Leben der Bas, von seinem Willen bezwungen, ausgelöscht?

Es war ihm, als falle eine große Last von ihm ab. Mit einem Seufzer der Erlösung fiel er auf sein Bett zurück, erschöpft von der Aufregung.

Sie ist tot, dachte er. Sie muß gestorben sein, jetzt bin ich frei! Er schloß die Augen. Endlich!

Cillis Bild stieg verlockend vor ihm auf. Seine Lippen brannten, er feuchtete sie mit der Zunge. Uebermächtig wurde die Sehnsucht nach dem Mädchen.

„Ist es auch wahr? Bin ich frei? Ich muß Gewißheit haben."

Er sprang aus dem Bett, zog sich hastig und notdürftig an und stieg so, das Hemd über der Brust weit offen, die Haare in die Augen hängend, hinunter in Dorothees Stube. Er öffnete und trat ein. Ein Nachtlicht brannte.

Auf den Zehen schlich er zum Bett, beugte sich über sie und starrte ihr ins Gesicht.

Ruhig und langsam atmete die alte Frau. Plötzlich öffnete sie die Augen und sah Alexander an ihrem Bett stehen, mit verzerrtem Gesicht, die Fäuste erhoben, Haß in den Augen.

Sie fühlte diesen Haß. Entsetzen und unermeßlicher Schmerz überkam sie. Lange sah sie Alexander an, so lange, daß es ihm kalt über den Rücken lief. Es schien ihm eine Ewigkeit, seit die hilflosen anklagenden Augen auf ihn gerichtet waren. Er konnte sich nicht von ihnen lösen. Sie bohrten sich in die seinen, lasen auf dem Grund seiner Seele, lasen, lasen.

Dann schlossen sie sich plötzlich.

Dorothee griff mit beiden Händen nach ihrem Herzen und ächzte. Alexander fuhr auf und schlich in sein Zimmer zurück.

Dort warf er sich auf das Bett, fast wahnsinnig vor Aufregung und Enttäuschung, die Augen von ohnmächtiger Wut gerötet. Und schloß er sie, so sah er Dorothees entsetzte Pupillen auf sich gerichtet.

Die Sonne war längst aufgegangen, als er endlich einschlief. —

Im Wirtshaus zur Traube gingen die Dienstboten auf den Zehen. Niemand sprach laut. Flüsternd standen die Mägde in den Ecken herum, und die Knechte schüttelten den Kopf. Man suchte den Wirt, der nirgends zu finden war.

Endlich klopfte man an seine Tür, ob er, der Frühaufsteher, noch schlafe. Als niemand antwortete, trat der Knecht ein und schüttelte seinen schwer atmenden Herrn am Arm.

„Ihr müßt aufstehen, es ist etwas geschehen heute nacht. Die Wirtin ist gestorben."

Alexander öffnete einen Augenblick die schweren Lider, dann fielen sie ihm wieder zu.

„Was sagst du?" murmelte er halb im Schlaf, dehnte sich und gähnte.

„Die Traubenwirtin ist heute nacht gestorben", wiederholte der Knecht überlaut.

Das rüttelte Alexander auf. Er versuchte den Schlaf abzuschütteln, der bleiern auf ihm lag.

„Gestorben? Heute nacht?" fragte er langsam, und das dauernde Bewußtsein von dem, was in eben der Nacht geschehen, verdichtete sich.

Was war doch heute nacht? Was war doch? Hatte er geträumt, daß — Er strich sich die Haare aus dem Gesicht.

„Christen, was sagtest du?" fragte er zum zweitenmal.

„Sie ist gestorben", wiederholte der Knecht und zeigte mit dem Daumen nach unten.

Da war es Alexander, als fahre der Blitz vor ihm nieder. Jetzt wußte er plötzlich, was geschehen war.

Mit furchtbarer Deutlichkeit sah er sich vor Dorothees Bett stehen, einen Fluch auf den Lippen, daß sie noch lebe. Den Tod hatte er ihr gewünscht. Er hatte sie heute nacht zum Sterben zwingen wollen.

Alexander ächzte. Er sprang auf und an das Fenster und stieß heftig den Laden zurück. Dann zog er sich an mit fiebernden Händen.

Der Knecht starrte verwundert auf seinen Herrn.

„Ihr solltet kommen, so schnell als möglich. Man hat den Doktor geholt und es der Totenfrau melden lassen."

„Ja, ja," sagte Alexander. „Ich komme. Geh jetzt nur."

Er war weiß wie ein Tuch. Mit zitternden Händen suchte er nach den Kleidern.

So weit war es also mit ihm gekommen. Er war ein Mörder. Heute nacht hatte er die Bas umgebracht. Sie war gestorben, weil er ihr den Tod gewünscht hatte. Ihr, der er alles verdankte. Sie hatte sterben müssen, weil er es gewollt hatte.

Aber sie lebte ja noch, als er hinuntergestiegen, um sich über ihren Tod zu freuen. Alexander dachte angestrengt nach. Er erinnerte sich nur unklar der wahnsinnigen Wut, die ihn durchtobt. Wie ein Traum kam ihm alles vor, wie ein furchtbarer Traum.

Ja, sie lebte noch. Schlief ruhig, als er kam. Aber dann? Nachher, als sie ihn an ihrem Bett erblickte? Dann, als sie in seinen Augen gelesen, als sie sah, wie er sie anstarrte, voll Haß, voll Enttäuschung, daß sie noch lebte, voll Ungeduld? Da packte sie das Entsetzen und brach ihr das Herz. Da mußte sie gestorben sein. Erst dann. Er hatte sie getötet.

Alexander war es, als werde er von einer Lawine begraben. Es wurde ihm dunkel vor den Augen, und alles in der Stube drehte sich. Aber die Erkenntnis seiner Schuld peitschte ihn auf. Eine so qualvolle, anklagende Reue kam über ihn, daß er körperlichen Schmerz zu empfinden meinte.

War es möglich, daß er es war, Alexander, der heute nacht an Dorothees Bett gestanden und mit Mördergedanken in das schlafende, friedliche Gesicht gestarrt hatte? Er sah plötzlich die Traubenwirtin an seiner sterbenden Mutter Bett sitzen, in der Nacht vor ihrem Tod. Er hörte ihre Worte: „Sei ruhig, Liseli, dem Alexander will ich eine Mutter sein." Er sah das dankbare Lächeln auf der Mutter Gesicht.

Ein Schluchzen brach aus seiner Brust. Er warf sich auf einen Stuhl und legte die Arme auf die Lehne und den Kopf auf die Arme.

Wenn er das ungeschehen machen könnte! Wenn er nur das nicht gedacht hätte, das von ihrem Tod! Er mußte wahnsinnig gewesen sein. Den Verstand mußte er verloren haben. Gott im Himmel, was gäbe er darum, wenn er ihr nur ein freundliches Wort gesagt hätte vor ihrem Sterben. Nur etwas, woran er sich jetzt halten könnte, ein Strohhalm im Meer seiner Reue.

Aber er fand nichts, das ihn entlastete. Er hatte ihr den Tod gewünscht, und sie war gestorben, um ihn zu strafen. Heiß stieg es ihm in die Augen.

„Bas, Bas Dorothee", schluchzte er, „warum habt Ihr mir das getan? Bas, um Gottes Willen, verzeiht mir." —

Man rief ihn. Er mußte hinunter ins Sterbezimmer. Scheu trat er an der Toten Bett. Unbeweglich stand er am Kopfende und sah auf das gütige, alte, im Tod zusammengeschrumpfte Gesicht. Die da lag, hatte es gut mit ihm gemeint. So gut wie niemand sonst. Und in ihrer Sterbenacht — Es fröstelte Alexander.

Leute kamen. Sie sprachen auf den Traubenwirt ein und sagten, was man bei solchen Gelegenheiten sagt. Er antwortete kaum.

Draußen erzählten die Leute, daß sie nicht geglaubt hätten, daß es dem Traubenwirt so nahe gehen würde. Er müsse doch recht an ihr gehangen haben. Sie sagten das auch zu Alexander selbst, der dann die Zähne zusammenbiß. —

Ein schöneres Begräbnis als das der Traubenwirtin hatte man im Dorf lange nicht gesehen. Sie hatte es aber auch verdient, die Dorothee. Es gab keine bessere Frau weit und breit, keine, die den Armen mehr Gutes tat und die für jeden Menschen ein freundliches Wort gehabt hatte.

Der Alexander, der jetzt die „Traube" erbte, wußte etwas davon zu erzählen. Der wurde aus einem armen Buben ein reicher Mann und konnte, wenn die Trauerzeit vorüber war, die Cilli heiraten. Sie hatte Glück, die Cilli, darüber war sich das ganze Dorf schon am Begräbnistag einig.

Der Notar war gekommen, um das Testament zu eröffnen. Die Verwandten wurden abgefertigt, die Dienstboten beschenkt. Teils bekamen sie Kleider, teils Möbel, teils Geld. Den Rest, das heißt alles, bekam Alexander.

Ihm gehörte jetzt das schöne Gasthaus zur Traube, die verpachteten Felder und Wiesen und das viele, bare Geld.

Nachdem die kleine Gesellschaft, die bei der Eröffnung des Testamentes zugegen gewesen, sich gestärkt hatte, zog sie ab.

Alexander blieb allein in Dorothees Stube, wo der Nachlaß verteilt worden war. Er saß lange auf ihrem Lederstuhl, den Kopf in die Hand gestützt. Er war um Jahre gealtert.

Dann stand er auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Aufs Geratewohl und halb gedankenlos öffnete er einen der Schränke. Eine mächtige Schachtel stand darin, mit weißem Moiré überzogen und mit goldenen Rändern verziert. Sie war mit einem Band umwunden. Alexander öffnete sie.

Der ganze kostbare Hochzeitsstaat der Traubenwirtin lag darin. Es blitzte von Gold und Silber und schillerte von Samt und Seide.

Zwei Zettel waren mit Stecknadeln an den Aermel geheftet. Alexander las den einen.

Mit Dorothees altmodischer, deutlicher Handschrift war darauf geschrieben: „Lieber Alexander! Dies Kleid habe ich am 23. August, unserm Hochzeitstag, für Deine zukünftige Frau beiseitegelegt." Auf dem andern Zettel stand: „Glück und Gottes Segen zur Hochzeit wünscht Dir Deine Base Dorothee."

— Ende. —

Aus der Geschichte der schweizerischen Baumwollindustrie.

Es gab eine Zeit — die Urgroßvaterzeit können wir sie nennen — da die bäuerliche Familie fast alles, was sie fürs Leben brauchte, selber erstellte oder wenigstens im eigenen Dorfe herstellen ließ: Nahrung, Kleidung, Geräte. Bevor man neue Sachen kaufte, überlegte man sichs dreimal hin und her, erwog und wartete, bis man das Nötige nicht mehr entbehren konnte. Begreiflich, das bare Geld war in bäuerlichen Häusern selten. In gar viele brachte nur das Spinnen und Weben in den Wintertagen Geld ins Haus. Namentlich auf dem Lande der Ostschweiz; aber auch in den Urkantonen und im Bernerland. Hier bildete das Spinnen und Weben eine Hausindustrie, die im Laufe der Jahrhunderte eng mit den Bewohnern verwuchs und ein Stück ihrer selbst wurde. Die Hausin-